

# Wenn Spezialisten popularisieren wollen

Autor(en): **Fueter, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **9 (1911-1912)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748758>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

cents francs, d'un geste de martyr des premiers siècles. Babel-Polyeucte: c'est cela! Vu sous ce biais, le personnage est très beau; et puis, il ne ment pas, lui; s'il se trompe, il est sincère du moins."

Bravo, Dumur, vous venez de faire de l'apologétique sans le savoir, et surtout sans le vouloir. Je ne sais pas si votre livre sauvera le christianisme malade; du moins, et cette assurance vous fera sans doute plaisir, il ne l'accablera pas comme un pamphlet voltairien.

PARIS

SAMUEL CORNUT



## WENN SPEZIALISTEN POPULARISIEREN WOLLEN

### EINE NEUE ENGLISCHE LITERATURGESCHICHTE

„Wer eine wissenschaftliche Materie populär darstellen will, muss mit ihr als Fachmann vertraut sein.“ Dieser Satz klingt recht schön, mag auch nicht ganz unrichtig sein, hat aber jedenfalls nur für den Fall Geltung, da sich ein Autor durch eigene Studien und Publikationen und nicht nur durch die Fakultätsordnung und den Lehrbetrieb der Universitäten als Fachmann ausweisen kann. Man weiß, wie zufällig oft ganz entlegene Wissenszweige zu einer Professur zusammengekoppelt sind. Man kann für ein ganzes Bündel Lehrfächer wohlbestallter ordentlicher Professor sein und doch nur in einem ganz kleinen Gebiet ordentlich Bescheid wissen. Das Publikum nimmt es freilich meist nicht so genau; der Verlag setzt Universitätstitel und -Grad auf das Titelblatt des Werkes und wenn der Stoff nur einigermaßen geschickt ausgewählt ist, so kann es die erste beste liederliche Kompilation auf mehrere Auflagen bringen.

Die „Geschichte der englischen Literatur“ von dem Geheimen Hofrat Professor Dr. Richard Wülker, weiland Professor an der Universität Leipzig, ist ein vortreffliches Beispiel dafür, wie leicht ein Erfolg zu erzielen ist, wenn offizielle akademische Titel und skrupellose Mache zusammenkommen. Es waren kaum einige

Jahre vergangen, so lag von dem umfangreichen zweibändigen Werke schon eine zweite Auflage vor, und es hat den Anschein, als ob der Siegeszug des Werkes damit noch nicht abgeschlossen wäre. Es mag deshalb erlaubt sein, an dieser Stelle einige Bemerkungen über den Charakter des Buches folgen zu lassen. Ist doch dessen Gegenstand von allgemeinem Interesse und hat sich doch diese Zeitschrift gerade die Annäherung von „Wissen und Leben“ zum Ziele gesetzt. Vor falschem Wissen muss besonders dann gewarnt werden, wenn sich dieses in das Gewand offiziell abgestempelter Gelehrsamkeit hüllt.

Richard Wülker war, so viel wir wissen, von Haus aus reiner Philologe. Sein eigentliches Fach war das Angelsächsische. Ich habe weder die Neigung noch die Kompetenz, seine Arbeiten auf diesem Gebiete zu kritisieren. Sie mögen einen großen Wert besitzen oder nicht — nur so viel darf auch der philologische Laie behaupten, dass, wenn Wülker irgendwo selbständig und exakt geforscht hat, es jedenfalls nur auf dem Gebiet der Sprachgeschichte gewesen sein kann. Denn wie es mit seiner Befähigung zum Literarhistoriker stand, dafür legt die „Geschichte der englischen Literatur“ in erschreckendem Maße Zeugnis ab.

Wir wollen an dies Buch nicht mit den Ansprüchen herantreten, die an eine Literaturgeschichte großen Stils gestellt werden könnten. Wir wollen es nehmen als das, was es sein will, als eine Kompilation für das große Publikum, das sich rasch und bequem über den Verlauf und die Daten der englischen Literaturgeschichte orientieren will. Wir wollen von vornherein darüber hinwegsehen, wenn der Verfasser seinen Stoff nicht geistig verarbeitet und statt eines Geschichtswerkes eine Chronik gegeben hat. Nur das *eine* dürfen wir verlangen: dass er wenigstens in den sachlichen Angaben präzise und zuverlässig ist und dass sein ästhetisches Urteil von dem Charakter der besprochenen Werke eine klare und richtige Vorstellung erweckt. Wir dürfen dies besonders dann verlangen, wenn es sich, wie in diesem Falle, um eine zweite Auflage handelt, der Verfasser also Zeit gehabt hat, unvermeidliche *lapsus calami* des ersten Entwurfs zu verbessern.

Blättern wir zu diesem Behufe in Wülkers Buche (man braucht darin nur zu blättern), so bemerken wir zunächst, dass für diesen alles — auch die bekanntesten Daten der „allgemeinen Bildung“ — mit

dichter Finsternis bedeckt ist, was nicht zur englischen Literaturgeschichte im engsten Sinne des Wortes gehört. Kein Mensch ist allwissend, auch ein Literarhistoriker nicht. Aber ein ehrlicher Arbeiter (sollte man denken) ist sich wenigstens der Grenzen seiner Kenntnisse bewusst und sieht, wenn er sich auf ein Seitengebiet begeben muss, vorher im Konversations-Lexikon nach. Wülker scheint Skrupeln dieser Art nicht gefühlt zu haben. Es mögen nur ein paar Beispiele angeführt werden.

Zunächst legt Wülker eine erstaunliche Kenntnis der italiänischen Literatur an den Tag. Man weiß, wie wichtig es für einen englischen Literarhistoriker ist, in der italiänischen Renaissance-Poesie und Novellistik genau Bescheid zu wissen, um die von dieser vielfach abhängigen Autoren der Elisabethanischen Zeit richtig beurteilen zu können. Trotzdem wird man bei Wülker den Satz lesen können, dass der Titel von Greenes Drama „Orlando Furioso“ (1591) „die Vermutung nahe legen könnte, dass sich der Dichter genau an Bojardos gleichnamiges Epos gehalten habe“. Das sei aber nicht der Fall. „Nur einzelne Züge sind dem italiänischen Werk entnommen, vor allem der, dass Roland durch die vermeintliche Untreue seiner Geliebten rasend wird.“ Nun ist erstens der „Rasende Roland“ nicht von Bojardo, sondern von dem nicht ganz unbekanntem Dichter Ariost, zweitens findet sich der angeblich dem italiänischen Gedichte entnommene Zug nicht in diesem: weder ist dort die Untreue nur „vermeintlich“, noch kann überhaupt von einer „Untreue“ die Rede sein, denn Angelica hat gegen Roland keine Verpflichtungen. Noch schlimmer steht es mit den Angaben aus dem Gebiet der Geographie und Geschichte. In seiner Analyse von Morus „Utopia“ hat Wülker die unglückliche Idee, den Namen der dort erwähnten Stadt „Calicut“ zu übersetzen. Natürlich rät er auf „Kalkutta“, das heißt er wechselt Calicut in Madras, die Hauptstadt von Malabar, die im Handel des sechzehnten Jahrhunderts eine hervorragende Stelle einnahm, mit dem erst 1686 (anderthalb Jahrhunderte nach dem Tode Morus') gegründeten Kalkutta und verstößt zugleich gegen das oberste Gebot der Pädagogik, das vorschreibt, nie einem andern das erklären zu wollen, was man selbst nicht weiß. Hätte er des Sozialisten Kautsky Werk über die „Utopia“ zur Hand genommen, so hätte er dort auf Seite 246 bereits das Richtige finden können

— wobei noch bemerkt werden mag, dass nach dem Zeugnisse Kautskys die Verwechslung Calicuts mit Kalkutta sich bereits in der deutschen Übersetzung der „Utopia“ findet, die in Reclams „Universalbibliothek“ erschienen ist. Sollte der Herr Professor die lateinisch geschriebene Utopia vielleicht nur bei Reclam . . . Außerordentlich schiefe Angaben finden sich in dem kurzen Abschnitte über Froissart. Zuerst heißt es von ihm: „er war von Geburt Franzose, lebte aber sehr lange in sehr angesehener Stellung am englischen Hofe“. Nun ist erstens diese Voraussetzung falsch: Froissart war in Valenciennes geboren, einer Stadt, die erst im siebzehnten Jahrhundert an Frankreich fiel, und selbst wenn er ein Franzose gewesen wäre, hätte dies mit seiner historiographischen Tätigkeit nichts zu tun gehabt; denn die richtete sich nach den Wünschen seiner Gönner, mochten diese nun Franzosen, Engländer oder Wallonen sein. Wenn Wülker daher fortfährt: „Trotz seiner Nationalität hat sich Froissart einer großen Unparteilichkeit beflissen, so dass sein Werk auch in England viel Anklang fand“, so ist die ganze Frage unrichtig gestellt. Seiner Nationalität nach war Froissart ein Wallone und die erste Redaktion seiner Chronik ist nicht nur „unparteiisch“, sondern geradezu englandfreundlich, weil er in seinen frühern Jahren enge Beziehungen zum englischen Hofe unterhielt.

Nun mag man sagen: das alles sind doch nur Nebenpunkte. Man benutzt eine englische Literaturgeschichte nicht, um sich über italiänische Dichter, indische Handelsstädte und französische Chronisten des Mittelalters zu unterrichten. Mögen auch die Angaben über diese alle falsch sein, so bleibt der Kern des Werkes dadurch doch unberührt. Dieser Einwand ließe sich wohl hören, wenn nur eben der Kern selbst besser gearbeitet wäre. Leider ist dies nicht der Fall.

Verfasser von ausführlichen populären Literaturgeschichten müssen natürlich vielfach aus zweiter Hand arbeiten. Sie müssen sich natürlich öfters darauf beschränken, aus wissenschaftlichen *Standard Works* Auszüge zu liefern. Um so mehr sollten sie darauf bedacht sein, wenigstens ihre Auszüge sorgfältig zu machen. Man kann nicht sagen, dass Wülker dieser Pflicht stets nachgekommen ist.

Die englische Kirchengeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts

kennt einen merkwürdigen Bekämpfer der Wiklifiten, einen Mann, der die Leitsätze der biblizistischen Sektierer nicht vom katholischen, sondern vom rationalistischen Standpunkt angriff, dabei aber so weit ging, dass ihn die Kirche selbst schließlich zum Widerruf zwingen musste. In der Hauptquelle Wülkers für die ältere Zeit, in Ten Brinks „Englischer Literaturgeschichte“ ist dieser interessanten Erscheinung ein längerer Abschnitt gewidmet, der zwar nicht sonderlich tief geht, aber immerhin keine Unrichtigkeiten enthält. Wülker strauchelte natürlich, als er diese Stelle zu exzerpieren unternahm. Ein Autor, dazu noch ein Bischof, der im fünfzehnten Jahrhundert sich gegen ketzerische Ansichten nicht vom katholischen, sondern vom sozusagen deistischen Standpunkte aus wendet, ist eine viel zu komplizierte Gestalt, als dass man sie bei flüchtiger Lektüre eines Handbuchs richtig taxieren könnte. So wird denn bei Wülker aus dem Rationalisten *avant la lettre* ein Theologe, der „von streng katholischem Standpunkt aus“ schreibt, aus dem Manne, der den Biblizismus der Wiklifiten zu widerlegen sucht, ein Autor, der „trotz seines römischen Standpunktes die Bibel für die Hauptrichtschnur des Glaubens erklärte“. Auf ein ähnliches Missverhältnis muss die Bemerkung zurückgehen, dass die „Utopia“ des Thomas Morus das Werk gewesen sei, das „seinen (des Morus) Namen, freilich erst nach seinem Tode, als es (1551) von Robynson ins Englische übertragen worden war, in literarischen Kreisen am weitesten verbreitete“. Wahrscheinlich enthielt die (englische) Vorlage Wülkers die Bemerkung, dass erst nach der englischen Übersetzung die „Utopia“ den Massen des englischen Publikums zugänglich war. Das ist aber etwas ganz anderes, als was bei Wülker steht. Die lateinischen Ausgaben der „Utopia“, das heißt diejenigen, die sich an literarische Kreise wandten, sind *vor* 1551 häufiger als nachher und außerdem sind schon vor der Übersetzung ins Englische Übertragungen ins Französische, Italiänische und Deutsche herausgekommen, so dass die „Utopia“ ihren Ruhm sicherlich nicht erst der Arbeit Robynsons verdankt.

Von kleinen Versehen sei dabei noch ganz abgesehen. Nur eins mag zitiert werden, weil es für Wülkers Arbeitsweise außerordentlich charakteristisch ist. Über Marlowes „Bluthochzeit von Paris“ bemerkt er: „Wie flüchtig dieses Stück entworfen ist,.....

beweist der Umstand, dass eine Einteilung in Akte und Szenen ganz fehlt“. Nun weiß erstens auch ein Leser, der mit der Elisabethanischen Dramatik nur oberflächlich vertraut ist, dass dieser Umstand nichts beweist, und zweitens hätte Wülker nur ein anderes Stück Malowes vergleichen dürfen, nämlich den mit Recht als sehr sorgfältig komponiert geltenden „Eduard II.“, in dem die Einteilung in Akte und Szenen ebenfalls fehlt, um zu sehen, dass diese Äußerlichkeit gänzlich belanglos ist.

Nun kann man vielleicht auch dagegen einwenden, dass es in einer populären Literaturgeschichte auf solche Quisquilien nicht ankommt, dass die Richtigkeit der äußern Daten von geringerer Bedeutung ist als die Schilderung der großen Werke und Strömungen. Leider lässt uns aber Wülker auch hier im Stich.

Ich weiß nicht, aus welcher Ästhetik Wülker seine Kriterien geschöpft hat. Aber das ist sicher, dass diese auf keinen Fall etwas taugt. So ist mir zum Beispiel der folgende Ausspruch unverständlich: „*Als echter Epiker* gibt Spenser (in der „Feenkönigin“) auch treffliche ethische Sätze, die stets ihre Gültigkeit behalten werden . . . Aussprüche, die ebensogut ein Dichter unseres Jahrhunderts geschrieben haben könnte.“ Seit wann gehört es zu den Obliegenheiten des „echten Epikers“, Schulbücher um Sentenzen zu bereichern? (Dass Wülker dabei auch das „Ringen zwischen Germanentum und Romanentum“ in die „Feenkönigin“ hineinphantasiert, mag nur beiläufig bemerkt werden.) Dann ein Beispiel dafür, wie Wülker „Blüteperioden“ konstruiert. — Aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist uns die merkwürdige Korrespondenz einer englischen Familie aus dem Mittelstande erhalten, der Familie Paston aus der Grafschaft Norfolk. Es sind zu einem guten Teile Geschäftsbriefe, und wie bei andern Familien der Zeit, so scheinen auch hier verschiedene Prozesse den Anstoß zur Aufbewahrung privater Schreiben gegeben zu haben, die für den Fall gerichtlicher Streitigkeiten von Wichtigkeit werden konnten. Wülker macht aus dieser fürsorglichen Konservierung von Korrespondenzen eine „erste Blüte der Briefliteratur“. Ja er stellt die Briefe der Familie Paston sogar mit den Briefen der Humanisten zusammen (die veröffentlicht wurden und vielfach von vornherein für die Öffentlichkeit bestimmt waren, was für die *Paston Letters* gerade nicht zutrifft) und behauptet darauf: „Bald aber

(nach den Humanisten) bedienten sich die Italiäner, die Spanier und Franzosen auch ihrer Landessprache und sammelten die darin geschriebenen Briefe.“ Daran ist kein Wort wahr. Das Schreiben in der Landessprache ging im fünfzehnten Jahrhundert in Italien unter dem Einflusse des Humanismus im Gegenteil stark zurück und von den Briefen nicht humanistisch gebildeter Kaufleute wurden damals nie „Sammlungen“ angelegt. Leider hat Wülker hier einen schönen Satz seiner ersten Auflage gestrichen. Früher stellte er nämlich diese angebliche „Blüte der Briefliteratur“ zu allem noch in einen Gegensatz zu den unruhigen kriegerischen Zeiten, als ob nicht gerade berühmte Briefsammlungen wie zum Beispiel die Briefe Ciceros während sehr aufgeregter Perioden geschrieben worden wären.

Sehr professorenhaft ist Shakespeare behandelt. Von den „Lustigen Weibern“ heißt es: „Wir genießen die Komik dort mit noch mehr Befriedigung als in den Historien („Heinrich IV.“), weil Falstaff hier nichts als eine Lustspielfigur ist.“ Von „Romeo und Julia“ bemerkt Wülker: „Durch die Liebe wird der anfangs etwas weltschmerzliche Romeo zum tatkräftigen Mann, die kindliche Julia zur entschlossenen Jungfrau.“ Das zuletzt angeführte Substantiv ist unter allen Umständen sonderbar gewählt; im deutschen Professorendrama würde die Entwicklung allerdings diesen Verlauf nehmen, bei dem Realisten Shakespeare kommt sie anders heraus. Auffallend ist auch folgender Satz, der die Charakteristik des „Hamlet“ beschließt: „Die Gemeinheit und Niedrigkeit der Welt siegt über das Edle . . . nur wird im „Hamlet“ die poetische Gerechtigkeit gewahrt, und die Schlechten fallen mit den Guten.“ Seit wann spricht man von „poetischer Gerechtigkeit“, wenn alles ohne Unterschied zugrunde geht?

Wie richtig Wülker das Drama überhaupt einschätzt, mag folgende Bemerkung zeigen: „Als tatkräftiger Mann war Milton ohne Zweifel weit mehr zu einem Dramatiker geboren (als zum Epiker), hätten doch auch seine breiten, moralisch-theologischen und didaktischen Erörterungen viel besser im Drama ihre Stelle gefunden als im Epos.“ Dass ein Epos Theologie und didaktische Tendenz verträgt, hat schon allein das glänzende Beispiel Dantes bewiesen, um von Spenser und andern, auch Bunyan zu schweigen. Dagegen möchte ich das Drama sehen, das sich trotz



*breiter* moralisch-theologischer Erörterungen am Leben erhalten könnte.

Wie andere Literaturgeschichten, die im Verlage von Meyers Konversationslexikon erschienen, so ist auch Wülkers englische Literaturgeschichte reich illustriert. Man kann nicht sagen, dass der Verlag oder der Autor in der Auswahl der Bilder immer eine glückliche Hand gezeigt hätten. Wenn man einen Schriftsteller wie Morus von Holbein porträtiert haben kann, so begreift man nicht, warum man dieses Porträt nicht direkt nach dem Original gibt und dafür einen sehr mäßigen Stich aus dem Jahre 1792 einlegt. *Nicht* in eine englische Literaturgeschichte gehört dann das Gemälde Lawrences aus dem Jahre 1801, das den Schauspieler Kemble in heroisch-theatralischer Pose als Hamlet zeigt (reproduziert als Illustration zur Besprechung des „Hamlet“), und noch weniger das sentimentale Bild aus dem achtzehnten Jahrhundert, das vor einer klassischen Draperie König Lear und Cordelia darstellt.

Man kann sich kaum der Annahme verschließen, dass Werke wie das vorliegende nichts anderes als eine Spekulation auf die Bequemlichkeit des studierenden Publikums sind. Wer so großes Interesse für englische Literatur zeigt, dass er sich eine zwei-bändige Literaturgeschichte anschafft, sollte auch imstande sein, eine englisch geschriebene Darstellung ihrer Geschichte zu lesen. Dass man trotzdem Bücher schreibt, um Schwachbegabten diese Mühe abzunehmen, ist an sich gewiss nicht zu tadeln. Aber dann sollten sie wenigstens so gearbeitet sein, dass sie wirklich ihre Aufgabe erfüllen können und nicht bei Anfängern eine Verwirrung statt einer Klärung der Begriffe hervorbringen.

ZÜRICH

EDUARD FUETER

